

# Hier darf jeder Berührungsängste haben

## Ein Abend im Jugendhaus InterWall in Dresden

Das Jugendhaus InterWall liegt in Dresden – in einer Plattenbausiedlung mit 30.000 Menschen. Es wirkt nicht wie der richtige Platz für ein Jugendhaus, in dem sich Jugendliche mit und ohne Behinderungen treffen. Aber es funktioniert. Das Angebot des Jugendhauses richtet sich gleichermaßen an sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche zwischen 12 und 21 mit und ohne Behinderung. Und der Umgang zwischen Behinderten und Nichtbehinderten läuft so ab wie überall. Beide Seiten haben anfangs Berührungsängste. Eine 13-Jährige: „Ich finde es okay, dass die Behinderten hier sind, aber ich kann mit ihnen ja nicht reden, wie mit normalen Menschen.“ Ein Behinderter sieht es andersherum ähnlich: „Die benehmen sich oft daneben, sind so laut.“

Es scheint schwer zu sein, aufeinander zuzugehen. Aber insgesamt – so ein Jugendlicher –

„ist es korrekt hier, ganz normal läuft's ab“. Und das trifft es. Es ist normal. Das Umfeld: Laute Musik, einige tanzen, essen, trinken, schmusen in den Ecken.

Und es gibt auch Zoff. Zwischen allen Beteiligten. So weiß der Leiter, dass es ab und an zu Rangeleien zwischen Gruppen kommt. Sie entstehen meistens aus Missverständnissen oder aus Nichtwissen. Dabei ist es für die Leitung des Jugendhauses und die Betreuer nicht immer einfach zu entscheiden, wann sie sich einmischen sollen. Denn Integration bedeutet auch positives und negatives Erleben.

Aber der Abend zeigt, dass das InterWall gefragt ist – sowohl von Behinderten wie Nichtbehinderten.

*Auszüge aus einem Bericht in der Lebenshilfe-Zeitung (Ausgabe 4/1999)*

**?** Im Text erscheint mehrmals der Begriff „normal“. Diskutiert die unterschiedlichen Bedeutungen/Sichtweisen.

**?** Warum kommt es im Jugendhaus zu Konflikten zwischen den Gruppen?

# Der Gartenzwerg will alles, nur Mitleid nicht

Der Bonner Maximilian Osteritter macht bitterböses Kabarett über Behinderte und andere Menschen

Von Tina Stommel

**Irgendwann einmal möchte er den Romeo spielen. Bis es so weit ist, mimt er den Gartenzwerg. Wenn er aus dem Leben einer kleinbürgerlichen Blumenbeet-Dekoration plaudert, dann laufen 1,10 Meter zu Hochform auf: Gestatten, Maximilian Osteritter, Bonner Schauspieler und Kabarettist. Es darf gelacht werden.**

Wie begegnet man einem Mann, der mit 40 Jahren so groß ist wie ein Kindergartenkind? Unwillkürlich zieht es einen in die Hocke, das Begrüßungslächeln droht zur Maske zu verkommen, hinter der das Mitleid lauert und in Gedanken die ottonormalen Interviewfragen behindertengerecht zu zensieren beginnt. Maximilian Osteritter kennt das Spiel. Er spielt es auf seine Weise. „Zwerge quälen“ heißt das Kabarettprogramm, das er gemeinsam mit Christoph Schunk auf deutschen Bühnen präsentiert. Schunk ist 1,85 Meter groß und zeichnet verantwortlich für Osteritters Lieblingszene. „Das ist die, in der er auf der Bühne klarstellt, wie prima es ist, einen Behinderten zum Kollegen zu haben:

Man kann alle Behindertenparkplätze benutzen, man kriegt das Bier für lau, ganz abgesehen von den steuerlichen Vorteilen...“ Noch Fragen?

Nein, Mitleid oder diese gewisse, das Atmen hemmende Betroffenheit sollten die Zuschauer am besten gleich an der Garderobe abgeben. Osteritter ist böser, als die Aktion Sorgenkind erlaubt. Als er zum 30-jährigen Geburtstag der Organisation sein Kabarett präsentierte, haben einige Mitglieder den Saal verlassen. „Das war zu viel für die. Sie fühlten sich angegriffen von den Sprüchen, die Schunk und ich im Programm haben. Nach dem Motto: ‚So etwas würden wir nie tun und sagen.‘“ Die Erinnerung an die ent-rüsteten Mienen macht Osteritter grinsen. Ja, sagt er, es mache ihm Spaß, mit den Phantasien zu spielen, „die ja doch bei jedem hochkommen, wenn er einen Zwerg sieht“. Wenn er das so sagt, dann kommt einem der andere behindert vor, und nicht er. Und ein bisschen ist das vielleicht auch so.

Als Jüngster von fünf Geschwistern in Oberkassel geboren, sog Osteritter sein Selbstbewusstsein quasi mit der Muttermilch auf. „Meine Eltern haben mich nie versteckt. Sie haben mir immer das Gefühl gegeben, so zu sein wie alle anderen.“ Maximilian besuchte die Oberkasseler Volksschule, „Behindertenschulen gab es damals noch kaum.“ Hänseleien von Mitschülern wird es wohl gegeben haben, an eine tief greifende Belastung kann er sich nicht erinnern. „Ich hatte genauso Freunde wie jeder andere auch. Ich glaube auch, dass man seine eigene Behinderung so richtig erst in der Pubertät empfindet. Wenn die anderen auf einmal mit einem Mädchen gehen und in Urlaub fahren und so.“

Beinahe hätte er nach dem Schulabschluss eine Lehre gemacht: „Mein Vater kannte den Meister eines Betriebs, in dem Karnevalsorden, Türschilder und anderes graviert werden. Aber im letzten Moment hat der Meister dann doch einen Rückzieher gemacht. Es war ihm wohl zu kompliziert mit mir, er hätte ja einiges im Betrieb umbauen müssen. Obwohl er damals schon Zuschüsse dafür bekommen hätte.“ Also fand sich Maximilian Osteritter erst einmal in einer Behindertenwerkstatt wieder. „Eine neue, völlig fremde Erfahrung“, sagt er. „Fast alle meine Freunde sind normal groß. Und plötzlich war ich nur mit Behinderten zusammen.“

„Tagelang herumsitzen und sich langweilen“, so beschreibt er die Werkstattzeit. „Irgendwann habe ich mir gesagt, das kannst du auch zu Hause, und da kannst du wenigstens tun, was du willst.“ Ab und zu stattete er dem Arbeitsamt einen Besuch ab. Mit wenig Erfolg. „Die wollten mich immer gleich wieder in eine Behindertenwerkstatt stecken. Heute, wo so viele arbeitslos sind, hat man als Behinderter erst recht keine Chance mehr.“

Über Kontakte zu Intendanten kam er an seine ersten Theater-



Seine Erlebnisse mit so genannten Normalen verarbeitet der Bonner Maximilian Osteritter auf der Bühne

rollen. In der Beueler Brotfabrik spielte er den „Elefantenmenschen“, in Düsseldorf einen kleinwüchsigen Herrscher. Auf eine Zeitungsanzeige hin stellte er sich zwei Studentinnen vor, die eine Theatergruppe gründen wollten. Bei dieser Gelegenheit lernte er Christoph Schunk kennen. Die Studentinnen hatten „dann irgendwie doch keine Lust mehr, Theater zu spielen“, erzählt er. Weil sie nicht mit einem Zwerg spielen wollen. Der Satz liegt in der Luft. Osteritter lässt ihn dort liegen.

Er tat sich mit Schunk zusammen, um als Kabarett-Duo „diese Freiheit zu genießen, die man beim Theater nicht hat. Du schreibst die Texte, du sprichst sie, du gibst ganz viel von dir.“ Und er gibt gerne. „Die Leute, die mich auf der Bühne sehen, merken schnell, dass da keiner steht, der seine Behinderung versteckt. Aber ich nutze auch nicht den Krüppel, um mit dem moralischen Zeigefinger zu kommen.“ Die Illusion, nach dem Auftritt lauter behindertenfreundliche Menschen geschaffen zu haben, hat er „nie gehabt“.

„Klar, es gibt immer Momente, wo ich denke, wie engstirnig Menschen doch sein können. Früher war ich richtig wütend, wenn mir jemand auf der Straße Geld in die Hand drücken wollte. Heute nehme ich es manchmal sogar an. Weil ich denke, die Menschen

meinen es ja nicht böse, die sind einfach hilflos.“ Die Gefahr, im Straßenverkehr übersehen zu werden, die Krux, im Supermarkt nicht an die Konservendosen heranzukommen – diese ganz alltäglichen Probleme hat er, „zugegeben“, schon als Jugendlicher fiel es mir schwer, dann um Hilfe zu bitten“. Heute ist das für ihn „kein Thema mehr“. Die Erlebnisse mit den so genannten Normalen verarbeitet Osteritter auf der Bühne. Da wird er zum Fruchtzwerg („So wertvoll wie ein kleines Steak“), zum Gartenzwerg, der sich über seinen öden Job beklagt und von einer Sportlerkarriere träumt. Und politisch wird er auch: „Die Schäuble-Nummer, die wir im Programm haben, ist echt hart.“

Der Spagat zwischen dem pflichtschuldigen Behindertenbewusstsein und der fast trotziger geschaffenen Normalität scheint Maximilian Osteritter zu gelingen. Seit vielen Jahren engagiert er sich im weltweit organisierten Verein kleinwüchsiger Menschen. Und jeden Sommer stellt er fest, dass Kleinsein durchaus Vorteile hat: „All die Frauen mit den schönen Beinen ... da habe ich den besten Blick für.“ Nach dem bekannten Gespräch mit einer Fee, die einen Wunsch versteckt, wäre Osteritter nicht einen Zentimeter größer: „Ich würde mir eine Partnerin wünschen. Eine, die mich so nimmt wie ich bin. Und die normal groß ist. Das will doch jeder, oder?“

Quelle: General-Anzeiger - Archiv, Bonn

? Wie hat M. Osteritters Erziehung sein Selbstwertgefühl geformt?

? Wie geht er mit seiner Behinderung um?

? Lassen sich Osteritters Erfahrungen auch auf die Lebenssituationen anderer Menschen übertragen?

**Während des Dritten Reichs sollte im Vollzug der Aktion „Gnadentod“ (Euthanasie) alles so genannte lebensunwerte Leben (Menschen mit geistiger Behinderung, erkrankte Menschen, Menschen mit Mehrfachbehinderung) gewaltsam getötet werden. Diese Menschen wurden in der menschenverachtenden Terminologie der Nationalsozialisten als „Nullexistenzen“ bezeichnet.**

**Fritz v. Bodelschwingh, Neffe des damaligen Leiters der Anstalt Bethel bei Bielefeld berichtet über seinen ersten Kontakt mit schwerstbehinderten Menschen:**

Zum ersten Mal in meinem Leben betrat ich um 6.00 Uhr morgens die Station 7. Der Stationsbruder Hollan schlug die Decke vom ersten Bett an der Tür zurück und sagte: „Sie können gleich damit anfangen, unseren Fritz zu baden!“ Was ich erblickte, hätte mich beinahe zur Tür hinausgejagt: ein gänzlich verblödeter junger Mann von 20 Jahren, ein wund gelegenes Bündel von Haut und Knochen, dessen Knie dauernd im Krampf bis an die Achselhöhlen hinaufgezogen waren, wo sie mit Watte gegen ein weiteres Wundreiben umwickelt waren, ohne Fähigkeit, ein Wort zu sprechen, der gefüttert und von Kot gereinigt werden musste – er lag in einem Torfbett, das eigens für diesen unsauberen Kranken erfunden wurde. Kurz, ich sah zum ersten Mal in meinem Leben diesen Nullpunkt menschlicher Existenz. Als ich dieses entsetzli-

che Bündel nackt auf die Arme gelegt bekam, um es im Badezimmer zu baden, hätte ich es beinahe auf die Erde geworfen. Als nach einer Viertelstunde das Unwesen gewandelt und verbunden unter der Bettdecke lag, dachte ich: Hier bleibst du keinen Tag! Dann aber geschah es, dass dieses schreckliche Bündel sich bewegte und einen Arm in die Höhe streckte. Erschrocken sah ich mich nach dem Bruder Hollan um: (er) hatte bis jetzt meinen Umgang mit dem Kränksten der Station nur still beobachtet... Aber jetzt musste er doch nachhelfen: Noch heute höre ich den Ton seiner Stimme, in dem sich Mitleid mit mir und Staunen über so viel Unverstand eines akademisch gebildeten Theologen verbanden: „Herr Kandidat, merken Sie es noch nicht, Fritz will Ihnen danken!“ Aber ich hatte diesen Fritz gar nicht für einen Menschen gehalten. Wie muss der Kranke daunter gelitten haben, mir abspüren zu müssen, dass ich ihn überhaupt nicht als Mensch, sondern als ekligen Gegenstand betrachtete. Aber er ließ mich das nicht entgelten, sondern suchte mir meine Not dieser ersten Begegnung mit einer Menschenruine zu nehmen, indem er mir dankte. Er, der Kranke und Blöde, war gemeinschaftsfähig. Ich, der Gesunde, war es nicht, sondern musste es durch ihn werden. Wir sind schnell gute Freunde geworden.“

*Zitat aus: Schuchardt, E.: Warum gerade ich...? Behinderung und Glaube. Pädagogische Schritte mit Betroffenen und Begleitenden. Burckhardt-haus-Laetare-Verlag, 4. Erw. Aufl. 1988, S.33*

- ? Versucht die Empfindungen Fritz v. Bodelschwinghs zu verbalisieren.
- ? Welche Auswirkungen hat die herrschende Ideologie bereits auf v. Bodelschwingh?
- ? Wie konnte er mit dem schwerbehinderten jungen Mann dann „gut Freund“ werden?